

den: Du weißt um ein Verbrechen, das Rubin begangen hat, und kannst seinen Kopf mit einem Wort zu Fall bringen.

„Ja, das ist es, was Dir den Mund schließt.“ fuhr der Polizeinspektor fort. „Das ist aber gerade das Komische an der Sache, daß dieser Andere, Rubin's Mitschuldiger, den Du so sorgfältig schonst, den Du durch ein Wort, ja ein Zeichen bloßzustellen und Deiner Sache zu opfern fürchtest — es ist wirklich lächerlich!“

„Wieso denn?“ fragte Franz. „Nun, der war es ja gerade, alter Freund, der Rubin auf Dich aufmerksam gemacht, der Dich an seiner Stelle in die Falle geschickt, in der Du Dich hast erweisen lassen.“

„Das ist nicht wahr!“ rief Franz heftig. „Ja, es ist wahr, verzeihe Moute, und ich will es Dir beweisen. Soll ich ihn Dir zunächst mit Namen nennen, den getreuen Freund, den Du Dich zu verrathen scheinst? Er heißt Dacolarb, — ja, Herr Dacolarb, wie Du respektvoll sagst. Aber habe ich etwa nicht recht, wie?“

„Fahren Sie nur fort!“ sagte Franz dumpf. „Nun gut, mein Herrchen, so höre zu Deiner eigenen Aufklärung Folgendes: Vor drei Wochen höre ich, Dacolarb sei in Paris. Schnell schickte ich meine Leute aus; wir müssen ihn um jeden Preis fangen. Mehrmals sind wir ihm auf den Fersen, in der Rue Saint-Nicolas b'Antin, wo er großspurig als Herr von Formigny auftritt, in der Kneipe der Réunion — schlimmsten Falles hätte ich ihn hier oder dort festnehmen können — aber einen Keil von seiner Gefährlichkeit so mir nichts dir nichts von der Straße aufgreifen? Da sagte ich mir doch: Dacolarb ist es wohl werth, daß man ihn auf frischer That ertappt. Deshalb verständigte ich mich mit dem Lumpen, dem Rubin, der binnen einigen Tagen jene Halle in der Rue Saint-Gilles ausbedeut; denn eine Halle war es, mein armer Junge, nichts Anderes; aber die Halle allein thut es nicht, man muß auch den Vogel haben. Rubin sagte mir: Lassen Sie mich nur machen, ich will ihn schon hinablocken. Und ich bin einfüllig genug, mich auf ihn zu verlassen. Eines Abends gegen zehn Uhr tritt er in die Rue de la Réunion ein, wo er Dacolarb zu treffen sicher war. Ist es so? Sprich!“

„Franz schweig.“ „Ja, so ist's, und Du weißt es besser als jeder Andere. Du warst ja auch dort, zu Deinem Unglück. Dacolarb war gleichfalls anwesend. Jetzt sperre Deine Ohren gut auf! Rubin tritt also ein, sieht sich spionierend ringsum und nähert sich Dacolarb. Was meinst Du wohl, was er ihm sagen wird? Daß er für heute Abend einen Streich vor hat, daß er einen Kameraden braucht? Daß es ein superbes Geschäft wäre? Daß nicht die mindeste Gefahr damit verbunden sei, da er zum Hans hinein kam und die beiden Frauen, um deren Vespänderung es sich handelte, nicht den geringsten Widerstand leisten würden? Meinst Du, daß er ihm das gesagt?“

„Ja.“ „Nun, da tritt Du Dich, mein Freund. Er sagte zu ihm: „Ich stehe mit der Polizei auf gutem Fuße, muß derselben aber irgend einen Beweis liefern, das verlangt sie von mir. Ich habe ihr Deine Haut verprochen, netter Kamerad, und sie leckt sich schon alle zehn Finger darnach, aber Du weißt wohl, daß ich nicht der Mann bin, ihr einen solchen Schwanz aufzutreiben — sie würde ja vor lauter Glück aus dem Häutchen fahren — schonen wir ihre arten Nerven. Siehst Du, ich habe da eine läbliche kleine Halle aufgestellt, in die ich Dich jetzt hineinlocken soll. Polizei und Gericht rechnen darauf, der Staatsanwalt legt sich schon eine Anklage zurecht, und die Schreiber haben die Feder schon in der Tinte — mir fällt aber nicht ein, Dich den Dummköpfen aufzuliefern! Doch sie sind auf die Beute zugespitzt, und ich muß ihnen einen Brocken in die Klauen werfen, koste es, was es wolle; zeige mir also, wen!“ Nun läßt Dacolarb seinen Blick nachlässig über den Saal hingleiten. Als er Dich in der Ecke sitzen sieht, erwidert er Rubin: Siehst Du jenen Tropf dort? Den nimm! Ich war ja nicht dabel.“ so schloß Moute, „aber ich weiß, so ist es gewesen.“

„Ja, so ist es gewesen.“ rief Franz aufstehend. „Ja, ich sehe sie noch Beide, wie sie zusammen flüsterten — und ihn, ihn — Dacolarb — ja, so mit einem Blick machte er dies Scheusal, diesem Rubin, auf mich aufmerksam, und der kam dann mit schmeichelnden Worten auf mich zu. Aber das soll ihm nicht so hingehen! Bin ich denn so ein Schimpf, der höchstens dazu taugt, um ihn der lauernden Polizei in's Garn zu locken? Auch ich werde der Polizei Einen in's Garn locken! — Einen nach dem andern! — Hören Sie Herr Moute —“

„Schweig!“ fiel Moute streng ein. „Ich soll schweigen? — Nein, ich will reden, ich will mich rächen!“

„Du bist rasend, Du weißt nicht mehr, was Du sprichst.“ „Ich wüßte nicht mehr, was ich spreche? — Wollen Sie mich anhören?“

„Nein, ich nehme kein Gehändnis an unter solchen Umständen. Daß und Wuth reißt Dich hin.“ „Aber doch! — Wenn Sie, ich bin ruhig.“ „Schön ruhig! — Behen ich Dich beim Wort nehme, Du würdest mir schöne Geschichten erzählen! Ich will aber nicht, ich verliere nicht gern meine Zeit.“

„Hören Sie mich nur einen Augenblick an.“ „Noch einmal: nein! Jetzt thut es mir leid, daß ich Dir diese Einzelheiten mitgeteilt habe, wenn ich sehe, wie Du außer Dir bist. Zum Teufel noch einmal, wenn man so angeführt ist, muß man sich aufraffen und sich nicht durch leere Verdächtigungen, Lügen und Verleumdungen täuschen lassen.“

„Ich lügen, verleumben! Das habe ich wahrlich nicht nöthig.“ „Wüßte allerdings bei solchen Spitzbuben auch schwer halten!“ „Nicht wahr? — Aber Sie kennen dieselben noch nicht. Wenn Sie wüßten —“

„Ich habe Dir gesagt, ich will nichts wissen“, unterbrach ihn Moute. „Ich bin nicht hergekommen, um Deine Gehändnisse anzuhören. Lege dieselben später, wenn Du Dich beruhigt hast, vor dem Untersuchungsrichter ab!“

„Herr Moute“, meinte Franz, „ich bin ruhig. Hier säßen Sie meinen Puls! — Ja, ruhig wie Einer, der weiß, daß er verloren ist, oder auch weiß, daß er seine Rache haben wird.“ „Schön!“ verzeigte Moute. „Aber es wird Dir nichts schaden, wenn Du Dich etwas sammelst. Siehst Du, es wird der Polizei oft vorgeworfen, daß sie die Gefangenen überumpeln, um ihnen so ihre Geheimnisse zu entlocken; das ist nicht meine Sache. Ich wiederhole es Dir: überlege wohl, und dann mache dem Richter nach bestem Gewissen Deine Entdeckungen. Uebrigens hast Du da eben ein Wort fallen lassen, das mir sehr leid thut; Du sagst, Du sähst, daß Du verloren bist —“

„Aber ja, Herr Moute — ich mache mir keine Illusionen.“ „Aberdings, Deine Lage ist eine schlimme, aber wenn es auch schließlich kein Mittel giebt, Dich aus zu retten, so wäre es doch

möglich, und man könnte es wenigstens versuchen, mildere Umstände anzunehmen. Du siehst ein, daß das von Dir selbst abhängen wird.“

„O, Sie sollen zufrieden mit mir sein, das Schwere ist Ihnen — So viel Ergebenheit und Hingabe! Sie nur verlangen können —“ „Schön gut! Aber wie ich Dir eben sagte, das reicht nicht hin, und Dein Auftreten soeben kann mir keine allzuhohe Meinung von Dir beibringen. Nun, es wird sich ja zeigen!“

Damit überließ Moute Franz seinen Gedanken. Er verließ die Präfectur, um sich nach dem Justizpalast zu begeben. Dort ließ er sich zu dem Untersuchungsrichter, Herrn Thurier, führen, der noch heute Abend oder spätestens morgen früh Rubin und Franz verhören sollte. Es handelte sich darum, den Untersuchungsrichter einzurufen und auf das Verhör vorzubereiten. Dies war leicht geschehen bei Herrn Thurier, gegen den Moute eine Art Verehrung hegte und von dem er nur fürchtete, daß er ihn als Untersuchungsrichter verlieren könne. Sagte er doch mit einer Aufrichtigkeit, von der sich der kluge Richter nur geschmeichelt fühlen konnte: „Der hätte einen ausgezeichneten Polizeilieganten abgegeben.“

23. Kapitel. Die Bekenntnisse des Dieners.

Um acht Uhr am folgenden Morgen wurde Franz aus seiner Zelle geholt, um zum Verhör zu werden. Von zwei Wächtern in die Mitte genommen, sah er unterwegs Moute, der zufällig in einem der Korridore auf und ab ging. Sobald in dieser seinerseits erkannte, kam er auf ihn zu.

„Ah! Du bist es! Ich freue mich, daß Du ruhiger bist als gestern. Kommt Zeit, kommt Rath, und Du hast wohl überlegt?“ Franz sah im Gegentheile finsterner und entschlossener aus als gestern.

„Ah, meinen Sie!“ verzeigte er mit bedeutendem Kopfschütteln. „Ja, Sie können ruhig sein, Herr Moute, binnen einer Stunde wird man Dinge zu hören bekommen, die Sie wohl vor einem Jahr sehr gern erfahren hätten, und die ich Ihnen damals selber nicht mitgeteilt habe.“

„Zum Henker! Es scheint, ich habe mich getäuscht“, verzeigte Moute in ärgerlichem Ton. „Du bist ja noch ebenso wührend wie gestern! Das thut mir sehr leid. Ich weiß nicht, welche Entschlüsse Du zu machen gedenkst, aber ich mache Dich auf eins aufmerksam; man pflegt hier den Aussagen von Leuten, die so erregt sind wie Du, gewöhnlich keinen allzu großen Glauben zu schenken.“

„Man wird mir nicht glauben?“ fragte Franz. „Das kommt allerdings darauf an! Wenn das, was Du sagst, wahrscheinlich ist, besonders wenn Deine Angaben sich genau auf bestimmte Thatfachen stützen.“

„O, darüber können Sie sich beruhigen, auf ganz bestimmte!“ „Schön! Nur immer recht genau!“ — Sagt einmal“, wandte Moute sich dann an die beiden Wärter, „habt Ihr den Mann nicht ein wenig zu früh aus dem Schlafe geweckt? Herr Thurier wird noch gar nicht in seinem Zimmer sein.“

„Entschuldig Sie“, erwiderte einer von ihnen, „wir wurden so angewiesen.“

„Wenn Ihr so angewiesen werdet, dann ist es etwas anderes — es wundern mich aber — ich muß doch einmal nachsehen.“ Er schritt den Dreien voraus und trat auf den Heßensplan an eine kleine Thür am Ausgang des Ganges, welche für die Angeklagten bestimmt war; dort horchte er einen Augenblick.

„Richtig!“ meinte er dann leise, zu Franz und den beiden Wärtern zurückkehrend. „Herr Thurier ist in seinem Zimmer, er hat sogar schon ein Verhör begonnen. Sitzt ihn nicht.“

Damit hieß er die beiden Wärter und Franz leise und gedäuselt in den kleinen, zu dem Zimmer des Richters führenden Vorraum Platz nehmen, Lepteren ganz nahe an der Thür, die wieder zufällig nicht ganz geschlossen war.

„Hier wartet! Ich muß jetzt fort. Und Du, Franz, denk' an das, was ich Dir gesagt habe! Jetzt kommt es darauf an!“ Damit entfernte er sich.

(Fortsetzung folgt.)

Verloren!

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich dränge Sie nicht“, erwiderte er mit vibrierender Stimme, „sagen Sie mir nur das Eine, ob ich hoffen darf.“

„Auch das kann ich Ihnen heute noch nicht sagen, ich habe ja selbst noch einen schweren Kampf zu kämpfen. Glauben Sie nicht, daß der Tod meines Vaters den Fleden von meinem Namen genommen habe, bedenken Sie wohl, daß —“

„Ich denke an nichts weiter, als an das Glück, das ich an meinem Herde finden werde, wenn Sie an demselben theilhaben“, unterbrach er sie, ihre Hände erfassend, die sie ihm rasch wieder entzog. „Diesem Glück kann und werde ich jedes Opfer bringen!“

„Opfer, die Sie später bitter bereuen werden“, fuhr sie warnend fort, aber sie vermied es jetzt, seinem Blick wieder zu begegnen, „das erträumte Glück dürfte alsdann sich in das Gegenteil verwandeln.“

„Niemals, Antonie!“ „Ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.“ „Ist dies der einzige Grund, der Sie veranlassen könnte, den letzten Wunsch Ihres Vaters unerfüllt zu lassen —“

„Nicht der einzige!“ fiel sie ihm in die Rede. „Ich kann meine Bitte nur wiederholen, daß Sie mir Zeit gönnen mögen, dann will ich eine offene und ehrliche Antwort Ihnen geben.“

„So muß ich mich denn gebüden“, sagte er mit einem schweren Athemzuge. „Ihre Bitte ist mir Befehl, ich darf mich nicht weigern, ihm mich zu sagen. Wollen Sie mir nun die Sorge für das Begräbniß überlassen?“

„Es werden keine großen Vorbereitungen dazu nöthig sein“, erwiderte sie schmerzlich bewegt, „nur Wenige werden ihm das letzte Geleite geben, und ich fürchte, er hat auch nicht die nöthigen Mittel hinterlassen.“

„Ich habe mich Ihrer Bitte gefügt, erfüllen Sie nun auch meine“, unterbrach er sie. „Er ist auf dem Felde der Ehre gefallen, das löst seine einstigen Kameraden mit seiner Vergangenheit aus, ich zweifle nicht daran, daß sie Alle nun ihm die letzte Ehre erweisen werden. Dafür lassen Sie mich nun sorgen, das ehrenvolle Begräbniß wird seinen Namen von jedem Flecken reinigen.“

In ihren Augen leuchtete es freudig auf, sie reichte ihm die Hand, die sie kurz vorher ihm entzogen hatte. „Ich danke Ihnen“, sagte sie. „Wenn Sie dies in der That erreichen können, dann beglücken Sie mich durch die heiligersehnte Erfüllung eines Wunsches, auf den ich schon für immer verzichten zu müssen glaubte.“

„Diese Erfüllung glaubte ich Ihnen schon jetzt verbürgen zu können“, erwiderte er, ihre Hand festhaltend und ihr mit einem Blick voll Innigkeit in die dunklen Augen schauend. „Ich muß Sie nun verlassen, um meinem Obersten den unglücklichen Ausgang des Duells zu melden, ist dies geschehen, so beginne ich ohne Zögern mit den nöthigen Vorbereitungen, die Sie nun auch mir ganz überlassen müssen. Leben Sie wohl, die Hoffnung, die der Verstorbenen mit ins Grab genommen hat, nehme ich nun auch mit mir.“

Er zog ihre Hand an die Lippen und nahm mit einer Beugung Abschied; hätte er den Blick gefassen, den sie ihm nachsahnd, so würde er schon jetzt getraut haben, daß sein Glück ihm gesichert war.

Auf der Fahrt.

Nur mit einem kleinen Handkoffer ausgerüstet hatte Heinrich Grafenberg die Reise nach der Schweiz angetreten.

Gustav hatte vorher noch einmal die Mutter auszuforschen versucht, die schlaue Frau, die an die ehelichen Absichten Heinrichs nicht glaubte, beharrte bei ihrer Erklärung, daß die Flüchtlinge höchstwahrscheinlich nach der Schweiz gereist seien, da Emma öfter den Wunsch geäußert habe, dieses Land zu sehen.

Was er thun wollte, wenn er mit dem Verführer zusammentraf, wußte Heinrich Grafenberg selbst nicht, nur das Eine war ihm klar, daß er ihn zwingen wollte, Emma zu heirathen, wenn dies noch nicht geschehen war.

Er selbst hatte keine Rechte mehr, die er geltend machen konnte, das Band, welches einst das geliebte Mädchen an ihn ketzte, war für immer zerissen, ihm blieb nur noch der blutige Schmerz der Enttäuschung, der an seinem Herzen nagte.

Jaak Goldstein hatte ihn mit Geld ausreichend versehen, von der Schwester, die seine Reise nicht billigte, war er nach einem heftigen Wortwechsel in Unfrieden geschieden, und auch Gustav hatte noch im letzten Augenblick ihm von dieser Reise abgerathen.

Er war sogar darauf aufmerksam gemacht worden, daß diese Reise, die einer Flucht ähnlich sehe, den höchsten Verdacht bestärke werde, der auf ihm ruhe; aber dies Alles hatte nicht den mindesten Eindruck auf ihn gemacht, mochten die Leute von ihm glauben, was sie wollten, er wußte seine Pflicht erfüllen.

In Basel begann er mit seinen Nachforschungen, von hier aus reiste er von Stadt zu Stadt, überall fragend und die Fremdenlisten durchstöterend.

Einmal glaubte er eine Spur gefunden zu haben, in Luzern war am Tage vor seiner Abreise ein junges Ehepaar abgereist, dessen Beschreibung ganz genau auf die Personen paßte, die er suchte. Sie waren in dem Luzerner Hotel nur eine Nacht geblieben, und bei dem starken Fremdenandrang hatte man vergessen, ihre Namen einzuschreiben, Heinrich glaubte mit voller Bestimmtheit in dem Manne Robert Raven zu erkennen.

Sie waren mit dem Dampfboot nach Fribourg gefahren, er folgte ihnen, und es gelang ihm, ihre Spur festzuhalten. Den Gotthard hinauf, über die Furka und Rajenwand wieder hinunter nach Weisigen und Brienz, von dort über den Brienzger See nach Interlaken.

Er konnte nicht so rasch reisen, wie Zeme, die mit reichen Mitteln ausgerüsteten Wagen und Saumlöhner bedient hatten, er war meist zu Fuß gegangen, da durfte er kaum hoffen, sie einzuholen.

Aber wenn diese Hoffnung ihn verlassen wollte, dann rief eine innere Stimme ihm immer wieder zu, daß er sie finden müsse und werde, und auf diese Stimme vertraute er.

In Interlaken endlich holte er sie ein, ein Frauenzuzug entsetzte unwillkürlich seinen Lippen, als ihm gesagt wurde, daß sie sich für einige Wochen im Hotel eingemietet hatten.

Er konnte die Begegnung mit ihnen kaum erwarten nach ihrem Namen zu fragen, hatte er sich nicht einmal die Zeit genommen, und als er nun endlich ihnen gegenüberstand, waren sie für ihn fremde Personen.

Aber auch diese Enttäuschung entmuthigte ihn nicht, er nahm unerbittlich seine Nachforschungen wieder auf und sein Weg führte ihn nun nach Bern.

Hier fand er auf der Post einen Brief, der dort schon mehrere Tage auf ihn gewartet hatte.

Er erkannte sofort die Handschrift Gustav's, mit zitternder Hand öffnete er das Kuvert.

„Mein armer, lieber Freund!“ las er. „Ob dieser Brief in Deine Hände gelangen wird, ist wohl sehr fraglich, ich schreibe ihn dennoch, denn ich denke mir, daß es Dir tröstlich sein muß, eine Stimme aus der Heimath zu hören. Wenn Du in der Schweiz noch immer suchst, so rath' ich Dir, komme zurück, ich vermuth' Du verfolgst eine falsche Fährte. Aeußerungen meiner Mutter deuten darauf hin, daß Emma nicht in der Schweiz, sondern in England ist, dort soll auch bereits die Trauung stattgefunden haben. Wenn ich nur darüber volle Gewißheit haben könnte! Die Mutter scheint sie selbst noch nicht zu haben, sie würde sonst wohl mit dem reichen Schwiegersohne prahlen. Ich halte die Augen offen, es kann kein Brief antommen, ohne daß ich Wind davon bekomme, trotz aller Geheimnißthameri. Die Mutter ist voll Javernicht, sie muß der Erfüllung ihrer hochfliegenden Hoffnungen gewiß sein, und das beruhigt mich einigermaßen. Wenn Raven meine Schwester heirathet, so ist ihre Ehre gerettet, und mehr können wir ja unter den obwaltenden Verhältnissen nicht erwarten. Mit dem Loose, das sie dann an seiner Seite findet, muß sie zufrieden sein, sie selbst hat es sich geschaffen, es war ihr eigener Wille, ihre Zukunft ihm anzuvertrauen.“

Und daran kannst Du auch nichts ändern und bessern, deshalb komme zurück und erpore Dir alle weiteren Aufregungen und Strapazen. Dein Geschick geht auch bereits den Krebsgang, Jaak Goldstein verkauft ein Stück nach dem andern, zum größten Aerger Deiner Schwester, die ebenfalls Dein Waarenlager plündernd und dabei auf Deine Interessen keine Rücksicht nimmt. Bleibst Du noch lange, wirst Du nichts mehr vorfinden, und wie schwer es wird, von vorne wieder zu beginnen, das erfahre ich jetzt, trotzdem der Bibliothekar Schwan mich kräftig unterstützt.“

Ich gehe jetzt täglich ins Nachbargebiet, Therese Schwan ist ein liebes Mädchen, sie sieht mich gerne kommen, aber von Hoffnungen darf einstweilen keine Rede sein, ich muß zuvor wieder festen Boden unter den Füßen haben.

Irma Schwan ist, wie Du weißt, mit Emil Weizold verlobt, sie reden schon von der Hochzeit, die im Herbst gefeiert werden soll. Der verschollene Sohn ist plötzlich zurückgekommen, er sah aus wie ein Bagabund, aber es steht doch noch ein guter Kern in ihm. Sein Vater wünschte, daß ich ihn beschäftigen möge, nun arbeite er all' Gewichte bei mir, obgleich ich die Arbeit sehr wohl allein verrichten könnte.

Es ist kein angenehmes Wohnen mehr in unserem Hause, ein ewiges Gekläne, Reiner will Ruhe und Frieden halten. Madame Raven bestreitet noch immer die Schuld ihres Sohnes, hartnäckig klagt sie Dich an, sie ist von Pontius zu Pilatus gelaufen, um Dich verfolgen zu lassen, und an ihr liegt's wahrhaftig nicht, daß Dir noch kein Stedbrief nachgeschickt worden ist.

Deine Schwester und ich haben ihre gründlich die Meinung geteilt, auch Jaak Goldstein ist für Dich eingetreten, es war Alles umsonst, sie sagt's Jedem, der es hören will. Du siehst in ihr Schlafzimmer eingebrungen, um sie zu ermorden und zu veranlassen.

Wie ich höre, soll Robert Raven schon an seine Mutter geschrieben haben, er leugnet natürlich Alles, aber woher der Brief gekommen ist, kann ich nicht erfahren, sie halten es geheim, weil sie fürchten, ich könne es Dir verrathen.

Aber bringe ich es heraus, dann schreibe ich es Dir sofort vorausgesetzt, daß Du nicht vorher heimkommst, ich kenne ja auch Deine Fähigkeit, Dein Verhalten an einem einmal gefassten Entschlusse

(Fortsetzung folgt.)